Lesbische Mütter, schwule Väter und ihre Kinder im Spiegel psychosozialer Forschung

Elke Jansen & Melanie Caroline Steffens

Zusammenfassung: Lesbische Mütter und schwule Väter hat es immer gegeben und ihre Zahl steigt stetig an. Wir geben einen Überblick über die Forschung zu „Regenbogenfamilien", die größtenteils von einer defizitorientierten Perspektive ausgeht: Gibt es in Regenbogenfamilien spezifische Probleme im Vergleich zu „normalen" Familien? Wir gehen insbesondere auf methodische Aspekte der Untersuchungen ein, auf Befunde zum Erziehungsverhalten und den erzieherischen Kompetenzen der Eltern, auf Befunde zur Entwicklung der Kinder und auf solche zum weiteren familiären und sozialen Umfeld. Es besteht Konsens zwischen Expert(inn)en, dass die meisten Lesben und Schwulen sehr gute Eltern sind und ihre Kinder sich in Bezug auf emotionale und soziale Kompetenzen sowie bezüglich der psychosexuellen Entwicklung angemessen entwickeln. Abschließend diskutieren wir Implikationen für die Beratungs- und therapeutische Praxis.

Schlüsselwörter: Lesben, Schwule, Kinder, Familie, Regenbogenfamilie

Lesbian Mothers, gay fathers and their children – legends and research findings

Summary: There have always been lesbians and gay men living with children, and their number is increasing. We will review the research on such "rainbow families" that has mostly been conducted from a deficit stance, trying to identify possible problems that exist in those families (as opposed to "normal" families with heterosexual parents). In our review, we will be highlighting: methodological aspects of the studies conducted; findings on the parents' educational behaviour and competencies; findings on the children's development; and findings concerning the larger familial and social context. There is consensus among experts that most lesbians and gay men are very good parents and that their children develop adequately with regard to emotional and social competencies and psychosexual development. Implications for counselling and psychotherapy are discussed.

Keywords: lesbians, gay men, children, families, LGBT family

Therapeutinnen und Therapeuten machen sicherlich ebenso wie Vertreter/innen anderer Berufsgruppen unbeabsichtigt mehr oder weniger zutreffende Annahmen darüber, wie Schwule und Lesben leben (LSVD, 2003, 2005a). Eine irrtümliche Annahmen könnte lauten: Lesben und Schwule leben ohne Kinder und wollen dies auch so. Amerikanischen Schätzungen zufolge hat im Schnitt jedoch jede dritte lesbische Frau und jeder fünfte schwule Mann ein oder mehrere Kinder (Bozett, 1987). In den Niederlanden hat laut einer aktuellen Statistik nachweislich jedes sechste lesbische Paar Kinder (18%; Expatica News & ANP, 2005). So können wir sicher davon ausgehen, dass derzeit in Deutschland tausende Kinder in Regenbogenfamilien aufwachsen, d.h. bei ihren lesbischen (Co)Müttern oder schwulen (Co)Vätern. Ziel des vorliegenden Beitrags ist es, über diese Familienkonstellationen zu informieren und einen Überblick über entsprechende Forschungsarbeiten zu vermitteln (vgl. auch Fthenakis, 2000; Jansen, 2003, 2005; Steffens & Thompson, 2003).

Die Mehrheit der Kinder lesbischer Mütter und schwuler Väter stammt heute noch aus vorangegangenen heterosexuellen Beziehungen. Zunehmend entscheiden sich Lesben und Schwule auch für eigene Kinder *nach* ihrem Coming-out. Kinder werden via heterologer Insemination (mit Spendersamen) in lesbischen Beziehungen geboren und wachsen in ihnen auf. Schwule oder lesbische Paare geben vermehrt Pflege- und Adoptivkindern ein neues Zuhause (LSVD, 2002, 2005b) oder realisie-

ren ihren Kinderwunsch gemeinsam als so genannte Queerfamily (Badelt, 2003). Alle diese Mütter und Väter tragen alleine oder in einer Partnerschaft Verantwortung für die Erziehung und das Wohlergehen ihrer Kinder. Diese Familien nennen sich Regenbogenfamilien. Die mit dem Regenbogen assoziierte homosexuelle „Keim"zelle der Familie liegt hier in der Elterngeneration. Im angloamerikanischen Sprachraum werden sie LGBT Families genannt (Lesbian-Gay-Bisexual-Transgender).

„Regenbogenfamilien" bilden eine eigene Familienform ebenso wie z. B. Eineltern-Familien oder Patchwork-Familien. Allen und Demo bieten folgende Definition (1995, S. 113): „Lesbian and gay families are defined by the presence of two or more people who share a same-sex orientation (e.g. a couple) or by the presence of at least one lesbian or gay adult rearing a child."

Regenbogenfamilien können durch die Familienform begünstigte entwicklungspsychologische Besonderheiten aufweisen. Lesbische Paare etablieren z. B. häufig egalitäre Rollenverteilungen, die sie im Gegensatz zur Mehrheit heterosexueller Partnerschaften auch nach der Geburt der Kinder beibehalten (Gartrell et al., 2000, 1999; Krüger-Lebus & Rauchfleisch, 1999). Regenbogenfamilien müssen auch heute noch einen Umgang mit Klischees und Vorurteilen gegenüber schwul-lesbischer Elternschaft entwickeln oder mögliche Sticheleien oder strukturelle Diskriminierungen bewältigen. Eltern wie Kinder sind gefordert, ein Selbstverständnis ihres familiären Kontextes zu schaffen oder Antworten auf die Frage nach dem „wie offen wollen wir wo sein" zu finden. Hier kann, so Rauchfleisch (2005), alleine die Verwendung und Etablierung des Begriffs „Regenbogenfamilie" eine identitätsstiftende Wirkung haben und „Selbstbewusstsein von lesbischen und schwulen Paaren mit Kindern stärken".

Das Alltagsleben von Regenbogenfamilien ist ebenso wie die Realisation des Kinderwunsches in Deutschland für lesbische Frauen und schwule Männer mit weit mehr Schwierigkeiten verbunden als für heterosexuelle Frauen und Männer oder für homosexuelle Paare z. B. in den Niederlanden oder Spanien. In früheren Jahren wurde lesbischen Frauen und schwulen Männern im Rahmen von Scheidungsprozessen häufig das Sorgerecht für ihre Kinder vorenthalten, wenn ihre sexuelle Orientierung bekannt wurde.

Juristische Begründungen und gesellschaftliche Überzeugungen spiegelten die Annahmen, dass lesbische Mütter und schwule Väter sich von heterosexuellen Eltern in Aspekten unterscheiden, die für das Wohlbefinden ihrer Kinder bedeutsam und schädlich sind.

Dieser Gedanke öffnet die Türe zum Bereich der Mythen und Vorurteile über schwul-lesbische Lebensweisen. Hier eine Kostprobe der gängigsten Vorbehalte (Berger, Reisbeck & Schwer, 2000; Jansen, 2003; Rauchfleisch, 1997). Es wird postuliert dass Lesben und Schwule keine Kinder aufziehen sollten, da

- sie ihre Kraft zur Aufrechterhaltung ihres eigenen psychischen Wohlbefindens benötigen würden,
- ihre Paarbeziehungen nur von kurzer Dauer seien,
- ihr Coming-out für die Kinder zu belastend sei,
- ihre Kinder selbst lesbisch oder schwul werden würden,
- ihre Töchter zu männlich und ihre Söhne aufgrund fehlender oder „falscher" Rollenmodelle zu weiblich werden würden,
- ihre Kinder sich aufgrund der homosexuellen Lebensform der Eltern von Gleichaltrigen zurückziehen und sozial isolieren würden,
- die Kinder diskriminiert würden, da die Gesellschaft noch nicht reif für solche Familien sei.

Psychosoziale Studien zur Lebenswirklichkeit von Regenbogenfamilien attestieren lesbischen Müttern und schwulen Vätern seit langem eine angemessene Erziehungsfähigkeit und ihren Kindern eine gelungene emotionale, soziale und sexuelle Entwicklung (Anderssen, Amlie & Ytteroy, 2002; Berger et al., 2000; Fthenakis, 2000). Dennoch ist ein adäquater, sach- und zeitgemäßer Umgang mit Regenbogenfamilien in Politik und Gesellschaft nicht überall gegeben.

Potentielle Belastungsquellen im Familienalltag lesbischer Mütter, schwuler Väter und ihrer Kinder werden ebenso durch die rechtliche und gesellschaftliche Diskriminierung genährt wie durch Informationsmangel und Verhaltensunsicherheiten von Seiten familienrelevanten Fachpersonals (LSVD, 2003).

Was wissen wir heute über schwul-lesbische Elternschaft und die Kinder, die in Regenbogenfamilien aufwachsen? Diesen Fragen werden wir im vorliegenden Artikel nachgehen.

1. Methodische Aspekte

Eine gute Quelle für Informationen über den Familienalltag von Regenbogenfamilien stellen psycho-

soziale Studien dar, die sich mit lesbischen Müttern, schwulen Vätern und ihren Kindern beschäftigt haben. Diese Forschungsarbeiten stammen bis heute mehrheitlich aus dem angloamerikanischen Raum, Erhebungen in Deutschland sind rar.

Eine Anmerkung zur Qualität der vorliegenden Studien: Da die frühe Forschung durch Sorgerechtsprozesse lesbischer Mütter ausgelöst wurde, herrschte eine defizitorientierte Perspektive vor, die entweder zum Kampf gegen oder zum Beweis für verbreitete Vorurteile gegen schwule und lesbische Eltern ins Feld zog. Dies schränkte die Themen, die erforscht wurden, stark ein, und das Design der Untersuchungen fokussierte primär auf einen „Homo-Hetero-Vergleich". Kritiker der „Regenbogenfamilienforschung" weisen gerne auf methodische Einschränkungen dieser Studien hin, wie z. B. die Frage der adäquaten Vergleichsgruppen: Ist es tatsächlich angemessen, Kinder einer Mutter, die nach der Scheidung vom Kindsvater lesbisch lebt, mit Kindern in heterosexuellen Familien zu vergleichen, die keine Trennung erlebt haben? Methodisch zweifelhaft sind auch die eher kleinen Stichproben. Diese Kritik ist zwar hinsichtlich einzelner Studien berechtigt, stellt jedoch den Wahrheitsgehalt der Ergebnisse summa summarum nicht in Frage. Mittlerweile wurden die zentralen Ergebnisse in vielfältigen Studien über die Jahre hinweg repliziert (Patterson, 1992). Darüber hinaus fanden methodische Kritikpunkte beim Design späterer Studien, die zu vergleichbaren Resultaten führten, eine adäquate Berücksichtigung (Tasker & Golombok, 1997a, 1997b; Golombok & Tasker, 1996; Golombok et al., 2003).

Ein Argument gegen die Validität früher Studien ist der „Schläfer-Effekt": Kritiker hatten behauptet, dass die Kinder lesbischer Mütter erst mit zeitlicher Verzögerung – also beispielsweise im jüngeren Erwachsenenalter – Störungen aufweisen würden, z. B. beim Aufbau intimer Beziehungen. So wäre es nicht verwunderlich, dass die Studien „jetzt noch" positive Entwicklungen dokumentierten. Golombok und Tasker konnten diese Kritik mit Hilfe von Follow-ups ihrer frühen Studien aushebeln (Golombok & Tasker, 1996; Tasker & Golombok, 1997a, 1997b). Ob Kinder von Lesben und Schwulen im hohen Alter verstärkt Störungen aufweisen, ist demnach zum jetzigen Zeitpunkt noch offen.

Ein weiterer Ansatz der Kritik erkennt die in den Studien dokumentierte positive Entwicklung der Kinder aus Regenbogenfamilien zwar an, führt sie jedoch ursächlich auf die ersten Jahre im Leben der Kinder zurück, die sie in heterosexuellen Familienkonstellationen verbrachten. Neuere Studien, die sich auf Regenbogenfamilien konzentrierten, in welche die Kinder hineingeboren worden waren, konnten allerdings positive Entwicklungen dokumentieren (Golombok, Tasker & Murray, 1997; Gartrell et al., 1996).

Dem Kritikpunkt der selektiven kleinen Stichproben begegneten Forscher/innen mit Studien, in denen die Facette lesbischer Mutterschaft in repräsentative Studien z. B. zu Schwangerschaft und Kindheit integriert wurde. In Großbritannien startete um die Jahrtausendwende eine repräsentative Längsschnittstudie, die so genannte ALSPAC (Avon Longitudinal Study of Parents and Children), in der Golding und ihre Arbeitsgruppe (Golding, Pembrey, Jones & the ALSPAC Study Team, 2001) 14000 Mütter und ihre Kinder untersuchen. Golombok konnte sich hier anschließen und eine repräsentative Stichprobe lesbischer Mütter mit siebenjährigen Kindern begleiten (Golombok et al., 2003).

Im Folgenden wollen wir uns neueren Untersuchungen zuwenden, die Themen klassischer „Familienforschung" aufgenommen haben und bei denen der Regenbogenkontext nur *ein* Spezifikum der Untersuchung darstellt. Es werden z. B. Familienstrukturen und -dynamiken beleuchtet (z. B. Singles oder Paare mit Co-Müttern, Beziehungszufriedenheit oder die Zufriedenheit mit den Rollenaufteilungen) oder die soziale und ökonomische Situation der Regenbogenfamilien betrachtet (Gartrell et al., 1996, 1999, 2000).

2. Homosexuelle Eltern: „Erziehungsfähigkeiten" & -verhalten

Eine Fülle von Studien belegt, dass lesbische Mütter und schwule Väter angemessen über die Fähigkeit verfügen, Kinder zu erziehen und in Liebe zu begleiten. Sie unterschieden sich durchaus in einigen Aspekten des Erziehungsverhaltens von Heterosexuellen; dies scheint aber dem Wohlbefinden ihrer Kinder grundlegend zuträglich zu sein.

So scheinen *Väter*, homosexuelle wie heterosexuelle, ihre Kinder zur Autonomie anzuregen, mit ihnen vermehrt Erholungs- und Freizeitaktivitäten zu teilen und sich mit generellen Brennpunkten der Elternschaft, wie der Gesundheit der Kinder und ihrer schulischen Förderung, zu beschäftigen (Harris & Turner, 1985; Turner, Scadden & Harris, 1990). Schwule Väter scheinen jedoch etwas anders zu machen als ihre heterosexuellen Rollengenossen: Sie weisen ein stärkeres Engagement in ihrer Elternrolle auf, gehen z. B. häufiger zu Schul- und Sportver-

anstaltungen oder Theateraufführungen, an denen ihre Kinder teilnehmen. Ferner zeigen sie mehr Konsequenz bei der Einhaltung von Regeln bei „gleichzeitig stärkerer Betonung der Beratung und Begleitung" ihrer Kinder. Die befragten schwulen Väter waren also verstärkt bereit, sich durch erzieherische Strenge „unbeliebt" zu machen, indem sie die Kinder in die Regel-Verantwortung nahmen, während sie sich mehr Zeit für Erklärungen und gemeinsame Gespräche nahmen (Bigner & Jacobsen, 1992). Die Ergebnisse legen durchaus nahe, dass unter den befragen heterosexuellen Vätern nicht viele „neue Väter" vertreten waren (Fthenakis, 1999). Diese Ergebnisse sind plausibel. Die eher klassische und durch die verbreitete Strukturierung der Erwerbstätigkeit begünstigte geschlechtspezifische Rollenaufteilung kann bei homosexuellen Elternpaaren nicht zum Tragen kommen: Wenn zwei schwule Väter gemeinsam Kinder erziehen, ist es immer ein Vater, der die erzieherischen Aufgaben übernimmt.

Zur Erziehungsfähigkeit *lesbischer Mütter*: Der Lebensstil von Frauen mit Kindern scheint keine typisch homosexuellen oder heterosexuellen Charakteristika aufzuweisen; es gibt nicht die typisch lesbische Art, ein Baby zu wickeln. Alle befragten Mütter richteten ihren Alltag primär nach den Bedürfnissen ihrer Kinder aus (Flaks, Ficher, Masterpasqua & Joseph, 1995), verfügen über ein vergleichbar gut funktionierendes soziales Unterstützungsnetz (Patterson, 1994, 1997) und versuchen, Kinder und Beruf „unter einen Hut" zu bringen.

Neben diesen grundlegenden Ähnlichkeiten gibt es auch interessante Unterschiede im Erziehungsgeschehen und der Partnerschaft von Müttern. Lesbische Mütter scheinen ihre Präferenzen bezüglich des geschlechtsspezifischen Rollenverhaltens ihrer Kinder stärker an den Wünschen der Kinder zu orientieren als an den vorgegebenen gesellschaftlichen Normen. Wenn es also z. B. um die Spiele ging, die ihre Kinder gerade begeisterten, gaben sich die befragten lesbischen Mütter entspannter und ließen ihre Kinder unabhängig von geschlechtstypischen Ausrichtungen gewähren. Amerikanische heterosexuelle Mütter zogen für Jungs eindeutig typisch männliche und für Mädchen eindeutig typisch weibliche Aktivitäten als Spiele vor (Hoeffer, 1981; Kweskin & Coyle, 1995). Wie sehr Müttern geschlechtsspezifisches Rollenverhalten der Kinder wichtig war, hing nicht direkt mit der sexuellen Orientierung der Mütter zusammen, sondern damit, wie feminin das Selbstbild der Mütter und ihr Ideal waren (Kweskin & Cook, 1982). Lesben sehen sich im Vergleich zu heterosexuellen Frauen häufiger als androgyn an, schreiben sich typisch weibliche *und* typisch männliche Eigenschaften zu (Hoeffer, 1981, zitiert nach Kirkpatrick, 1996; Steffens & Schertzl, in preparation).

Erziehungs- und Versorgungsaufgaben sind sowohl ohne als auch mit Kindern in lesbischen Partnerschaften „gleichberechtigter, flexibler und demokratischer" verteilt als in heterosexuellen Partnerschaften (Fthenakis, 2000; Gartrell et al., 1996, 1999, 2000). Auch in „modernen" heterosexuellen Beziehungen scheint es weiterhin so, dass nach der Geburt eines Kindes der Löwenanteil der Erziehungs- und Versorgungsarbeit ganz klassisch an die Mutter übergeht (Rauchfleisch, 1997, 2001). Zur Veranschaulichung sei hier auf die amerikanische „National Lesbian Family Study" hingewiesen (Gartrell et al., 1999, 2000). Hierbei handelt es sich um eine längsschnittlich angelegte Studie, die Familien mit lesbischen Müttern untersucht, die ihren Kinderwunsch mittels heterologer Insemination realisiert haben. Gut 80 Familien sollen seit Ende der 90er Jahre über einen Zeitraum von 25 Jahren begleitet werden. Zur Aufgabenteilung zeigte sich in den bisherigen Ergebnissen folgendes: Als die Kinder zwei Jahre alt waren, schilderten 75 % der Befragten die Aufteilung der Erziehungs- und Versorgungsaufgaben als gleichberechtigt. Als das Kind in die Schule kam, waren es noch fast 60 %.

In Regenbogenfamilien ist zumindest eine Mutter oder ein Vater immer der nicht-leibliche und oft auch der rechtlose Elternteil. Sie oder er erhält die Rolle eines sozialen Elternteils – eines *Co-Vaters* oder einer *Co-Mutter* – die viele Herausforderungen birgt (Jacobs, 2003). „Co heißt daneben, nicht gleichberechtigt", beschrieb eine Co-Mutter im Verlauf eines LSVD-Familienseminars ihre eigene Position. Die Rolle des sozialen Elternteils bzw. Co-Elternteils in Regenbogenfamilien besitzt keinen offiziell anerkannten Status. Auch wenn Kinderbetreuung und -erziehung gleichberechtigt aufgeteilt werden, gilt der soziale Elternteil in allen gesellschaftlich und finanziell relevanten Kontexten (z. B. Gesundheits- oder Rentenwesen) entgegen der familiären Realität als kinderlos. Wenn die Eltern in einer eingetragenen Lebensgemeinschaft leben, ist die Co-Mutter oder der Co-Vater dem Kind gegenüber nur ein/e „verschwägerte/r Fremde/r". Für die Kinder in Regenbogenfamilien beinhaltet dies große Schutzlücken hinsichtlich Unterhalt und Erbrecht sowie im Falle des Todes des leiblichen Elternteils oder bei Trennung der gleichgeschlechtlichen Partner/innen. Einige der Befragten in einer empirischen Untersuchung (McClellan, 2001) waren unsicher, ob sie sich „Mutter"

anstaltungen oder Theateraufführungen, an denen ihre Kinder teilnehmen. Ferner zeigen sie mehr Konsequenz bei der Einhaltung von Regeln bei „gleichzeitig stärkerer Betonung der Beratung und Begleitung" ihrer Kinder. Die befragten schwulen Väter waren also verstärkt bereit, sich durch erzieherische Strenge „unbeliebt" zu machen, indem sie die Kinder in die Regel-Verantwortung nahmen, während sie sich mehr Zeit für Erklärungen und gemeinsame Gespräche nahmen (Bigner & Jacobsen, 1992). Die Ergebnisse legen durchaus nahe, dass unter den befragen heterosexuellen Vätern nicht viele „neue Väter" vertreten waren (Fthenakis, 1999). Diese Ergebnisse sind plausibel. Die eher klassische und durch die verbreitete Strukturierung der Erwerbstätigkeit begünstigte geschlechtspezifische Rollenaufteilung kann bei homosexuellen Elternpaaren nicht zum Tragen kommen: Wenn zwei schwule Väter gemeinsam Kinder erziehen, ist es immer ein Vater, der die erzieherischen Aufgaben übernimmt.

Zur Erziehungsfähigkeit *lesbischer Mütter*: Der Lebensstil von Frauen mit Kindern scheint keine typisch homosexuellen oder heterosexuellen Charakteristika aufzuweisen; es gibt nicht die typisch lesbische Art, ein Baby zu wickeln. Alle befragten Mütter richteten ihren Alltag primär nach den Bedürfnissen ihrer Kinder aus (Flaks, Ficher, Masterpasqua & Joseph, 1995), verfügen über ein vergleichbar gut funktionierendes soziales Unterstützungsnetz (Patterson, 1994, 1997) und versuchen, Kinder und Beruf „unter einen Hut" zu bringen.

Neben diesen grundlegenden Ähnlichkeiten gibt es auch interessante Unterschiede im Erziehungsgeschehen und der Partnerschaft von Müttern. Lesbische Mütter scheinen ihre Präferenzen bezüglich des geschlechtsspezifischen Rollenverhaltens ihrer Kinder stärker an den Wünschen der Kinder zu orientieren als an den vorgegebenen gesellschaftlichen Normen. Wenn es also z. B. um die Spiele ging, die ihre Kinder gerade begeisterten, gaben sich die befragten lesbischen Mütter entspannter und ließen ihre Kinder unabhängig von geschlechtstypischen Ausrichtungen gewähren. Amerikanische heterosexuelle Mütter zogen für Jungs eindeutig typisch männliche und für Mädchen eindeutig typisch weibliche Aktivitäten als Spiele vor (Hoeffer, 1981; Kweskin & Coyle, 1995). Wie sehr Müttern geschlechtsspezifisches Rollenverhalten der Kinder wichtig war, hing nicht direkt mit der sexuellen Orientierung der Mütter zusammen, sondern damit, wie feminin das Selbstbild der Mütter und ihr Ideal waren (Kweskin & Cook, 1982). Lesben sehen sich im Vergleich zu heterosexuellen Frauen häufiger als androgyn an, schreiben sich typisch weibliche *und* typisch männliche Eigenschaften zu (Hoeffer, 1981, zitiert nach Kirkpatrick, 1996; Steffens & Schertzl, in preparation).

Erziehungs- und Versorgungsaufgaben sind sowohl ohne als auch mit Kindern in lesbischen Partnerschaften „gleichberechtigter, flexibler und demokratischer" verteilt als in heterosexuellen Partnerschaften (Fthenakis, 2000; Gartrell et al., 1996, 1999, 2000). Auch in „modernen" heterosexuellen Beziehungen scheint es weiterhin so, dass nach der Geburt eines Kindes der Löwenanteil der Erziehungs- und Versorgungsarbeit ganz klassisch an die Mutter übergeht (Rauchfleisch, 1997, 2001). Zur Veranschaulichung sei hier auf die amerikanische „National Lesbian Family Study" hingewiesen (Gartrell et al., 1999, 2000). Hierbei handelt es sich um eine längsschnittlich angelegte Studie, die Familien mit lesbischen Müttern untersucht, die ihren Kinderwunsch mittels heterologer Insemination realisiert haben. Gut 80 Familien sollen seit Ende der 90er Jahre über einen Zeitraum von 25 Jahren begleitet werden. Zur Aufgabenteilung zeigte sich in den bisherigen Ergebnissen folgendes: Als die Kinder zwei Jahre alt waren, schilderten 75 % der Befragten die Aufteilung der Erziehungs- und Versorgungsaufgaben als gleichberechtigt. Als das Kind in die Schule kam, waren es noch fast 60 %.

In Regenbogenfamilien ist zumindest eine Mutter oder ein Vater immer der nicht-leibliche und oft auch der rechtlose Elternteil. Sie oder er erhält die Rolle eines sozialen Elternteils – eines *Co-Vaters* oder einer *Co-Mutter* – die viele Herausforderungen birgt (Jacobs, 2003). „Co heißt daneben, nicht gleichberechtigt", beschrieb eine Co-Mutter im Verlauf eines LSVD-Familienseminars ihre eigene Position. Die Rolle des sozialen Elternteils bzw. Co-Elternteils in Regenbogenfamilien besitzt keinen offiziell anerkannten Status. Auch wenn Kinderbetreuung und -erziehung gleichberechtigt aufgeteilt werden, gilt der soziale Elternteil in allen gesellschaftlich und finanziell relevanten Kontexten (z. B. Gesundheits- oder Rentenwesen) entgegen der familiären Realität als kinderlos. Wenn die Eltern in einer eingetragenen Lebensgemeinschaft leben, ist die Co-Mutter oder der Co-Vater dem Kind gegenüber nur ein/e „verschwägerte/r Fremde/r". Für die Kinder in Regenbogenfamilien beinhaltet dies große Schutzlücken hinsichtlich Unterhalt und Erbrecht sowie im Falle des Todes des leiblichen Elternteils oder bei Trennung der gleichgeschlechtlichen Partner/innen. Einige der Befragten in einer empirischen Untersuchung (McClellan, 2001) waren unsicher, ob sie sich „Mutter"

Eine Studie schloss, dass Lesbenpaare bessere elterliche Fähigkeiten hätten als heterosexuelle (Flaks et al., 1995). Elterliche Fähigkeiten wurde darüber erfasst, wie differenziert Eltern auf Fragen antworteten wie: „Wie würden Sie reagieren, wenn Ihr 3-Jähriges dem 8-Jährigen immer wieder sein Spielzeug wegnimmt?" Die gefundenen Unterschiede lagen allein darin begründet, dass die Väter schlechter abschnitten als die drei Gruppen von Müttern – wenn die sprachliche Differenziertheit der prospektiven Verhaltenseinschätzung ein Kriterium für elterliche Fähigkeiten ist, dann sind Mütter wohl die besseren Eltern.

Summa summarum legen die Forschungsergebnisse nahe, dass Lesben und Schwule ebenso gut oder schlecht in der Lage sind, ihre Kinder zu erziehen, wie heterosexuelle Mütter und Väter. Wenn die Studien auf Unterschiede im Erziehungsverhalten homosexueller und heterosexueller Eltern verweisen, handelt es sich um Aspekte, die eher eine positive Wirkung auf das Wohlbefinden der Kinder vermuten lassen.

3. Die Entwicklung der Kinder in Regenbogenfamilien

Im Brennpunkt der Kritiker schwul-lesbischer Elternschaft stand und steht die vermeintliche Sorge um eine „fehlerhafte" sexuelle Entwicklung der Kinder. So liegt ein Schwerpunkt der psychosozialen Studien über Regenbogenfamilien auf der *psychosexuellen Entwicklung* der Kinder. Entgegen gängiger Vorurteile in den Bereichen der Geschlechtsidentität, des geschlechtstypischen Rollenverhaltens und der sexuellen Orientierung „haben Wissenschaftler keine beobachtbaren negativen Effekte bei den Kindern feststellen können" (Allen, 1997) – obwohl sich einige sicherlich sehr bemüht haben.

Ein Kind, das mit lesbischen Müttern oder schwulen Vätern aufwächst, sieht sich selbst eindeutig als Frau, wenn es ein Mädchen ist, oder als Mann, wenn es ein Junge ist. Anders formuliert: Die Geschlechtsidentität von vorpubertären Kindern, die bei einer lesbischen Mutter groß geworden sind, korrespondierte mit ihrem biologischen Geschlecht (Bailey, Bobrow, Wolfe & Mikach, 1995). Wie es Perrin (2002) in einem Übersichtsartikel ausführt: „Keines der mehr als 300 Kinder, die bislang in Studien eingebunden wurden, lieferte einen Nachweis für eine Konfusion der eigenen Geschlechtsidentität, noch äußerte es den Wunsch, dem jeweils anderen Geschlecht anzugehören" (freie Übersetzung, S. 342).

Ferner legt ein Kind aus Regenbogenfamilien grundsätzlich eher Verhaltensweisen an den Tag, die in unserem Kulturraum zu ihrem Geschlecht als passend bewertet werden (Green, Mandel, Hotvedt, Gray & Smith, 1986; Bailey et al., 1995). So zeigten sich in den Studien mehrheitlich die gleichen geschlechtsspezifischen Präferenzen in der Identifikation mit (Fernseh-)Helden, in der Wahl der Fernsehprogramme und den Lieblingsspielen.

Ein interessantes Beispiel: Anne Brewaeys untersuchte u.a. gemeinsam mit Susan Golombok (Brewaeys et al., 1997) ca. 100 Kinder hinsichtlich ihres geschlechtsspezifischen Rollenverhaltens. Hierbei verglichen sie Kinder, die via heterologe Insemination in heterosexuelle und in lesbische Familien geboren wurden und solche, die „konservativ gezeugt" wurden und in ihren heterosexuellen Familien aufwuchsen. Die Kinder waren etwa vier bis acht Jahre alt. Unter anderem schätzten die Eltern mittels eines standardisierten Tests ein, wie oft ihr Kind – auf einer Skala von 1 bis 5 – einer bestimmten vorgegebenen Aktivität in Zusammenhang mit Spielzeug, Handlungen und Charakteristiken nachgeht (PSAI – Preschool Activity Inventory mit Elternratings). Alle Söhne wiesen ein vergleichbares Maß an maskulinem Verhalten auf.

Schwule Väter haben nur zu 6 bis 9% schwule Söhne, und 91 bis 94% der Töchter lesbischer Mütter leben als Erwachsene heterosexuell (Golombok & Tasker, 1996; Gottmann, 1989; Green et al., 1986). Diese Befunde belegen, dass es Kinder in Regenbogenfamilien in ihrer geschlechtsspezifischen Entwicklung offenkundig nicht „verwirrt oder verarmt", wenn sie nicht von „Mutter und Vater" großgezogen werden. Für die in psychoanalytischen Entwicklungsmodellen fußende Betonung der Bedeutung von Vertreter(inne)n beiderlei Geschlechts als primäre (elterliche) Bezugspersonen für eine gesunde psychosexuelle Entwicklung findet sich hier wie auch andernorts keinerlei Bestätigung. Bereits McCandish (1987) zeigte, dass Kinder lesbischer Paare ab dem Alter von etwa 14 Monaten verstärkt auf die nicht biologische Mutter fokussierten und damit den in traditionellen Theorien wichtigen Entwicklungsschritt der Ablösung von der primären (stillenden) Bezugsperson erreichten. Damit ist deutlich, dass das Geschlecht dieser zweiten Person – der Vorhersage traditioneller psychoanalytischer Entwicklungsmodelle widersprechend – keine Rolle spielt. Wie in jüngeren lerntheoretischen Ansätzen angenommen, sind Kinder auch durchaus in der Lage, in ihrem Lebensumfeld Modelle für selbstbildrelevante Charakteristika – wie z. B. die Geschlechtsidentität oder

das geschlechtstypische Rollenverhalten – zu finden und zu nutzen. Kinder aller Familienkonstellationen suchen und finden Geschlechtsvertreter/innen als Lernmodelle, jedoch müssen es weder die Eltern sein, noch sind sie häufig die „maßgebliche Wahl".

Hinsichtlich des Arguments, Kindern mit lesbischen oder schwulen Eltern fehle das gleich- oder gegengeschlechtliche Modell, verweisen Studien darüber hinaus auf ein zunächst überraschendes Muster: Scheidungskinder lesbischer Mütter haben nach der Trennung mehr Kontakt und hegen positivere Gefühle für ihre leiblichen Väter als Scheidungskinder heterosexueller Mütter. Studien belegten, dass lesbische Mütter sich stärker um die Pflege des Vater-Kind-Kontaktes bemühen und nach der Trennung selbst häufig mehr Kontakt zu ihrem Expartner aufrechterhalten als geschiedene heterosexuelle Mütter (Golombok, Spencer & Rutter, 1983; Tasker & Golombok, 1997a; Hotvedt & Mandel, 1982; Harris & Turner, 1985). Ein Grund hierfür mag darin zu finden sein, dass heterosexuelle Mütter früher oder später „automatisch" eine neue primäre männliche Bezugsperson im Leben ihrer Kinder erwarten (ihren neuen Partner), während lesbische Mütter sich aktiv um männliche Bezugspersonen und Rollenmodelle für ihre Kinder kümmern.

Stacey und Biblarz (2001) wiesen in einer Metaanalyse anschaulich nach, dass über viele Jahre Forscher/innen im Kontext von Regenbogenfamilien ein defensives konzeptuelles Interpretationssystem pflegten. Aus der eigenen heterosexistischen Begrenzung heraus oder aus Sorge, Kritiker(inne)n schwul-lesbischer Elternschaft Argumente zu liefern, wurden Unterschiede, die sich in den Studien zwischen Kindern aus hetero- und homosexuellen Bezügen andeuteten, bei der Interpretation der Ergebnisse vernachlässigt. Stacey und Biblarz schließen ihre Analyse mit folgender Erkenntnis:

> Es gibt gute Gründe und Belege, anzunehmen, dass sich Kinder und junge Erwachsene mit lesbischen Müttern und schwulen Vätern in einer geringen, doch sehr interessanten Art und Weise, von Kindern heterosexueller Eltern unterschieden. Die meisten dieser Unterschiede sind nicht verursacht durch die sexuelle Orientierung der Eltern. Es sind indirekte Effekte des Geschlechts der Eltern oder Selektionseffekte, die mit den heterosexistischen sozialen Bedingungen verbunden sind, unter denen lesbisch-schwule Familien derzeit leben. (freie Übersetzung nach Stacey & Biblarz, 2001, S. 176)

Inwiefern sind Kinder aus Regenbogenfamilien „ganz normal anders"? Bei einer detaillierten Betrachtung verweisen die Ergebnisse – über die beschriebenen grundlegenden Ähnlichkeiten in der psychosexuellen Entwicklung hinaus – auf ein Mehr an *geschlechtsbezogenen Eigen- bzw. Freiräumen* von Kindern aus Regenbogenfamilien. So zeigte sich hinsichtlich des geschlechtstypischen Rollenverhaltens, dass Töchter lesbischer Mütter ein größeres Stück des „geschlechtsgeteilten" Universums zur Auswahl haben. Die fünf- bis vierzehnjährigen Mädchen spielten z. B. sowohl eher mädchentypische als auch eher jungentypische Spiele und zogen grundsätzlich Spielsituationen vor, in denen Jungen und Mädchen gemeinsam spielten. Die Töchter heterosexueller Mütter präferieren in diesen Studien durchgängig traditionell weibliche und geschlechtshomogene Aktivitäten (Green et al., 1986; Hotvedt & Mandel, 1982). Hinsichtlich der Berufsvorstellungen zeigte sich eine vergleichbare Tendenz: Töchter lesbischer Mütter konnten sich stärker als die Töchter heterosexueller Mütter vorstellen, auch männerdominierte Berufe zu ergreifen, wie z. B. Astronautin, Ingenieurin, Rechtsanwältin, Ärztin (Green et al., 1986). Stacy und Biblarz (2001) nehmen an, dass es den in diese Studien eingebundenen lesbischen (Co)Müttern gelang, ihren Töchtern ein stärkeres Gefühl für ihre Potentiale zu geben denn für die mit dem weiblichen Geschlecht assoziierten Grenzen.

Jüngere Studien verweisen darüber hinaus auf eine größere kognitive Freiheit der Kinder aus Regenbogenfamilien hinsichtlich ihrer sexuellen Orientierung über die Lebensspanne. Wie wir bereits wissen, leben Kinder aus Regenbogenfamilien als Erwachsene genauso selten homosexuell wie Kinder aus heterosexuellen Familien. Sie weisen jedoch eine umfangreichere sexuelle „Möglichkeitswelt" auf, d. h. sie erlauben sich eine größere Offenheit in ihrer Wahrnehmung, ihren Mitteilungen und in ihren Lebensentwürfen. So gab etwa jedes vierte Kind einer lesbischen Mutter in einer englischen Studie an, sich in der Pubertät durch eine Person des eigenen Geschlechts angezogen gefühlt oder homoerotische Kontakte gehabt zu haben (Golombok & Tasker, 1996; Stacy & Biblarz, 2001). Ausnahmslos alle Kinder heterosexueller Mütter sagten, so etwas hätten sie bei sich nie erlebt. Die Kinder aus Regenbogenfamilien schlossen darüber hinaus auch für ihr zukünftiges Leben seltener aus, sich in eine/n Vertreter/in des gleichen Geschlechts zu verlieben, als Kinder, die in klassischen heterosexuellen Strukturen groß geworden sind (ebd.).

Was sagt die Empirie über die *soziale und emotionale Entwicklung* der Kinder lesbischer Mütter und schwuler Väter? Studien mit einem adäquaten

Forschungsdesign belegen, dass Kinder aus homosexuellen Familienkonstellationen ebenso gut sozial integriert sind wie Kinder heterosexueller Eltern, weder ängstlicher noch depressiver sind und einen ebenso guten Selbstwert haben wie z. B. Scheidungskinder aus heterosexuellen Familien (Chan et al., 1998; Flaks et al., 1995; Perrin, 2002; Tasker & Golombok, 1997a). Kindern, die bei lesbischen oder schwulen Eltern aufwachsen, werden in verschiedenen Studien *größere soziale Kompetenzen* zuerkannt, wie z. B. hinsichtlich der Reflexions- und Konfliktfähigkeit, dem Einfühlungsvermögen und der Toleranz gegenüber der „Vielfalt der Lebensformen". Diese Kinder setzten sich differenzierter als ihre Altersgenossen mit Sicht- und Verhaltensweisen auseinander und konnten ihre eigenen Standpunkte in Konstellationen mit abweichenden Meinungen besser vertreten. Darüber hinaus konnten sie sich besser in andere Menschen hineinversetzen und unterschiedliche – auch gegensätzliche – Lebensweisen und Wertsysteme entspannter nebeneinander stehen lassen (Allen, 1997; Rauchfleisch, 1997, 2001; Stacey & Biblarz, 2001).

Die Mähr von der sozialen Isolation aufgrund des lesbischen oder schwulen Familienhintergrunds ließ sich in den Studien nicht bestätigen. Der Familienalltag hat natürlich dennoch einen Einfluss auf den Grad der sozialen Integration von Kindern lesbischer Mütter. Diejenigen Kinder waren z. B. am stärksten sozial integriert, deren Mütter zufrieden mit ihren Paarbeziehungen waren, beispielsweise hinsichtlich einer gleichberechtigten Realisierung der Aufgabenteilung (Chan, Brocks, Raboy & Patterson, 1998; Patterson, 1995), und die regelmäßig „befriedigenden" Kontakt mit ihren Großeltern oder anderen Verwandten hatten. Das ist nicht verwunderlich, denn Kinder jedweder Familienkonstellation werden in Studien als integrierter ausgewiesen, je zufriedener ihre homo- oder heterosexuellen Eltern mit ihren Paarbeziehungen sind, je mehr Liebe sie erlebten und je weniger interpersonelle Konflikte wahrgenommen werden (Feldman, Fisher & Seitel, 1997; Kreppner, 2004; Tasker & Golombok, 1998).

Noch ein paar Anmerkungen zum familiären Netz: Ein Coming-out gegenüber der eigenen Ursprungsfamilie kann mit einem Verlust bzw. qualitativen und quantitativen Einbußen innerhalb dieses Netzwerks einhergehen. Wenn Kinder mit ins Spiel kommen, hat dies eine spezielle Bedeutung. Wenn Eltern schwuler Söhne oder lesbischer Töchter mit der Homosexualität ihrer Kinder gut umzugehen lernen, kann dies im Falle von (Regenbogen-)Enkelkindern vielfältig positive „Nebenwirkungen" haben: Zum einen müssen diese (Groß-)Eltern das Coming-out ihres Kindes nicht automatisch mit dem Ende der Hoffnung auf ein Leben mit Enkelkindern gleichsetzen. Sie werden mit ihren Kindern weiter in Kontakt bleiben können, und so wird eine Elternschaft ihres Kindes auch für sie einen Familienzuwachs bedeuten. Dies ist nicht selbstverständlich. Amerikanische Studien belegen, dass jeder sechste Großelternteil einem Enkelkind aus Regenbogenfamilien seine Anerkennung verweigert (Gartrell et al., 2000). Zum anderen können die Eltern in ihrer neuen Rolle als Großeltern ihre lesbischen und schwulen Kinder wesentlich bei der Betreuung und Versorgung der Enkelkinder unterstützen. Eine deutsche Studie aus dem vergangenen Jahr zeigt, dass ergänzende private Betreuungsarrangements gerade mit den Großeltern für zwei Drittel aller Familien in Ost- und Westdeutschland eine zentrale Rolle spielen (Alt, 2004). Und nicht zuletzt können Großeltern ihre Kinder und Enkelkinder darin unterstützen, selbstverständlich offen und stolz mit dem homosexuellen Familienhintergrund umzugehen. Amerikanische Studien belegen, dass der offene Umgang mit dem homosexuellen Familienhintergrund der Enkelkinder, die in lesbische Partnerschaften hineingeboren wurden, bei den Großeltern über die Jahre größer wird. So gingen nach der Einschulung der Kinder doppelt so vielen Großmüttern und Großvätern Sätze locker von den Lippen, wie: „Meine Tochter ist lesbisch", oder: „Mein Enkel hat zwei Mütter", während es drei Jahre zuvor nur drei von zehn gelang (Gartrell et al., 2000).

4. Das familiäre Umfeld und die Regenbogenfamilienidentität

Wie sieht es mit der Vorannahme aus, dass die Kinder lesbischer Mütter und schwuler Väter eine Menge an Diskriminierungen erleben müssen und so ernsthaften Schaden nehmen, da die Gesellschaft noch nicht reif für einen toleranten Umgang mit Homosexualität sei?

Befunde belegen, dass Kinder aus Regenbogenfamilien weder durch andere Kinder noch durch Erwachsene aufgrund ihres homosexuellen Familienkontextes stigmatisiert noch vermehrt abgelehnt werden. Die Kinder werden also nicht in der Wahrnehmung und Vorstellung Anderer auf das Merkmal „hat lesbische Mutter" oder „hat schwulen Vater" reduziert. Kinder aus Regenbogenfamilien werden – ebenso wie Kinder aus anderen Familienkonstel-

lationen – als mehr oder weniger ganze Menschen wahrgenommen. Sie können jedoch durchaus Sticheleien erleben (Green et al., 1986; Tasker & Golombok, 1995, 1997a, 1997b). So berichten erwachsene Kinder geschiedener lesbischer Mütter über mehr Sticheleien durch Gleichaltrige während ihrer Kindheit als erwachsene Kinder geschiedener heterosexueller Mütter (Tasker & Golombok, 1995). Auch Söhne lesbischer geschiedener Mütter berichteten von Sticheleien durch Gleichaltrige. Hier scheint es unter den Peers wohl naheliegend, die Jungen mit einer vermeintlichen eigenen homosexuellen Orientierung aufzuziehen (Tasker & Golombok, 1997a, 1997b): „Bist wohl selber schwul".

Manche Studien berichten von einem temporären „Gefühl der Verlegenheit" bei Kindern bezüglich der sexuellen Orientierung ihrer Eltern oder der Familienkonstellationen, in denen sie leben. Kinder lesbischer Mütter und schwuler Väter, die ehemaligen heterosexuellen Beziehungen entstammen, berichteten hier von der Sorge über die Reaktionen primär gleichaltriger Anderer, wie z. B. ihrer Mitschüler, neuer Freunde oder etwa der Mitglieder der Fußballmannschaft (Lewis, 1980; Tasker & Golombok, 1997a, 1997b). In dieser Zeit kann es für sie bedeutsam sein, wer von der homosexuellen Orientierung ihrer Eltern weiß bzw. wer wann davon erfährt (Anderssen et al., 2002; O'Connell, 1993). Wenn entsprechende Sorgen bei den Kindern – oder besser Jugendlichen – aktuell groß sind, dann können die Kinder in Konflikt geraten zwischen der Loyalität zu ihren lesbischen Müttern oder schwulen Vätern und dem Bedürfnis, sich zu schützen (O'Connell, 1993).

Eine naheliegende Bewältigungsstrategie kann in dem Versuch liegen, zu kontrollieren und verbindlich festzulegen, wo die Eltern offen lesbisch oder schwul sind und wo nicht (Anderssen et al., 2002). Dies kann im Familienalltag dazu führen, dass z. B. Einladungen nach Hause nur dann ausgesprochen werden, wenn die Eltern sicher nicht da sind. Oder den Eltern wird nachdrücklich mitgeteilt, dass sie auf gar keinen Fall zu zweit auf dem Abschlussball der Tanzschule ihrer Tochter auftauchen sollen. Oder die Kinder informieren diejenigen, die sie nach Hause eingeladen haben, über die sexuelle Orientierung der Eltern, um sie – oder sich selbst – „schonend" auf ein Aufeinandertreffen vorzubereiten. Wenn Jugendliche aus Regenbogenfamilien eine solche „Angst- und Kontrollphase" erleben, ist es wichtig, dass die Mütter oder Väter hiermit gelassen umgehen, ohne sich – um des Kindes willen – selbst zu verleugnen. Territoriale Coming-out-Absprachen können dann eine Zeit lang ebenso zum Familienalltag gehören wie das alltägliche in der Pubertät verbreitete Aufräum- und Mülldebakel. Diese pubertären „Tarnkappen-Phasen" sind in Studien aufgespürt worden, in denen in erster Linie Kinder befragt wurden, die aus ehemals heterosexuellen Beziehungen stammen (Anderssen et al., 2002; Lewis, 1980; Tasker & Golombok, 1997a, 1997b).

Interessant sind in diesem Zusammenhang auch folgende Ergebnisse: Tasker und Golombok (1997b) fragten im Rahmen einer Follow-up-Studie Töchter und Söhne lesbischer Mütter im jungen Erwachsenenalter, wie sie rückblickend in ihrer Jugend ihren homosexuellen Familienhintergrund wahrgenommen haben. Diese Jugendlichen, die aus ehemals heterosexuellen Beziehungen stammten, erinnerten sich, dann größere Schwierigkeiten mit ihrem Regenbogenfamilienhintergrund gehabt zu haben, wenn

- sie den Umgang ihrer Mutter mit der lesbischen Lebensweise gegenüber Mitschüler(inne)n und Schulfreund(inn)en als zu offen erlebten,
- ihre Mutter keine Langzeitpartnerschaften, sondern Affären oder Kurzbeziehungen einging,
- Gleichaltrige vermehrt negative Bemerkungen über ihren Familienhintergrund machten.

Die Jugendlichen konnten ihren Regenbogenfamilienhintergrund dann gut akzeptieren, wenn

- ihr/e eigene/r Freund/in von der Mutter akzeptiert wurde,
- ihre Mutter eine positive Einstellung gegenüber Männern zeigte,
- ihre Schulfreunde/innen zu Hause willkommen waren (Tasker & Golombok, 1997b, S. 191).

Die Ergebnisse legen nahe, dass die Akzeptanz des lesbischen Familienhintergrunds von (Scheidungs-) Kindern während der Adoleszenz von der Nähe und Stabilität der Familienbeziehungen beeinflusst wird, von der Häufigkeit von Sticheleien durch Gleichaltrige und der Sensibilität der Familie im Coming-out gegenüber dem außerfamiliären Umfeld. Sticheleien wegen der Homosexualität der Eltern stehen bei Kindern wiederum im Zusammenhang mit der selbstverständlichen Annahme des Regenbogenfamilienhintergrunds aller relevanten Teile des familiären Netzwerkes: Kinder werden umso weniger damit aufgezogen, je offener sie selbst, ihre Eltern und andere Freunde und Familienmitglieder mit der sexuellen Orientierung umgehen (Rauchfleisch, 2001).

Hier deutet sich ein möglicher Kreislauf an, den es in frühen Jahren mit einem „positiven Schwung" zu versehen gilt: Wenn Kinder lernen, die Homosexualität ihres/ihrer Vaters/Väter oder ihrer Mutter/Mütter als „anders" und nicht „besser oder schlechter" zu begreifen und zu erleben, dann können sie ein familiäres Selbstverständnis aufbauen, in dem die homosexuelle Identität der Eltern einen angemessenen Platz erhält. Wenn sie Umgangsweisen erlernen, die ihren Selbstwert schützen, wenn das Umfeld kritisch auf ein worin auch immer gegründetes Anderssein reagiert, sind sie für ihr Leben gerüstet und werden diesen Situationen wahrscheinlich seltener ausgesetzt sein. Dies ist eine erzieherische Mitgift, die Kinder jedweden familiären Hintergrunds gut gebrauchen können, denn „anders" als lokale Mehrheiten kann jede(r) im Verlauf des Lebens werden: Dicker oder dünner, wissender oder unwissender, sportlicher oder unsportlicher, einheimisch oder ausländisch, hip oder out. Hier sind natürlich diejenigen Regenbogenfamilienkonstellationen „im Vorteil", in denen der Kinderwunsch nach dem Coming-out der Eltern realisiert wird oder in denen die Kinder noch sehr jung sind, wenn ihre Mütter oder Väter sich ihrer homosexuellen Orientierung bewusst werden und diese offen zu leben beschließen.

5. Resümee

Elternschaft und homosexuelle Lebensweisen waren lange Zeit für weite Teile der Gesellschaft, einschließlich der Homosexuellen selbst, kaum zusammen vorstellbar. In den letzten 20 Jahren argumentierten Forschung und Fürsprecher/innen, es gäbe keine Unterschiede zwischen Kindern in Regenbogenfamilien und in traditionellen Familien. Dies ist nicht nur grundlegend unwahrscheinlich, sondern vor dem Hintergrund der derzeitigen Forschungslage auch falsch (Stacey & Biblarz, 2001). Lesben und Schwule unterscheiden sich in der Regel von der Durchschnittsbevölkerung nicht nur durch ihre sexuelle Ausrichtung. Die homosexuelle Orientierung kann ebenso einen Einfluss auf die Wahl des Wohnortes haben wie auf die Aneignung und Ausgestaltung von Werten und Normen. Studien belegen beispielsweise, dass Lesben mehrheitlich unabhängiger, selbstbewusster und dominanter als heterosexuelle Frauen sind sowie weniger depressiv, submissiv und ängstlich (Falk, 1993; Kershaw, 2000). Wie könnte man erwarten, dass dies keine Auswirkung auf das Erziehungsverhalten und so auf die Entwicklung der Kinder in Regenbogenfamilien haben sollte? Die sexuelle Orientierung der Eltern ist nun aber weder *per se* ein Garant noch ein Hinderungsgrund für eine gute Fähigkeit, zu erziehen. Wenn Studien so angelegt wären, dass z. B. lesbische und heterosexuelle Mütter befragt würden, die jenseits der sexuellen Orientierung zentrale Persönlichkeitsmerkmale teilen, sollten sich viele Unterschiede im Erziehungsverhalten „in Wohlgefallen" auflösen. Eine direkte kausale Beziehung zwischen sexueller Orientierung und elterlichen Fähigkeiten würde wohl niemand ernsthaft annehmen (d. h. auch „neue Väter" können gute Väter sein, obwohl sie heterosexuell veranlagt sind). Oder wie es die American Psychological Association (APA) in ihrer Resolution zur sexuellen Orientierung, Eltern und Kindern sagt: "Research has shown that the adjustment, development, and psychological well-being of children is unrelated to parental sexual orientation" (APA, 2004, S. 2).

In dieser Resolution ermutigt die APA Psychologinnen und Psychologen ausdrücklich, sich für die Beseitigung jedweder Diskriminierungen einzusetzen, die im Zusammenhang mit sexueller Orientierung und Adoption, Sorge- und Besuchsrecht, Pflegeunterbringung und reproduktionsorientierten Gesundheitsdiensten stehen – sei es in ihrer therapeutischen Arbeit, in der Forschung, Erziehung oder Weiterbildung (APA, 2005).

Ein paar Unterschiede würden wohl bleiben: So sind z. B. – ungeachtet des Bildungsstandes der Eltern – überdurchschnittlich viele Kinder in Regenbogenfamilien Wunschkinder, „Unfälle" sind eine Seltenheit.

Festzuhalten bleibt: Psychosoziale Studien attestieren lesbischen Müttern und schwulen Vätern umfassend eine angemessene Fähigkeit, zu erziehen, und ihren Kindern eine gelungene emotionale, soziale und sexuelle Entwicklung (vgl. Anderssen et al., 2002; Berger et al., 2000; Fthenakis, 2000). Lesben und Schwule können sich – so sie denn in der entsprechenden Gefahr waren – aus dem gesellschaftspolitischen Anspruch entlassen, „überkompensierende Supereltern" zu sein (Pennington, 1987). Eltern müssen – und sollten – nicht perfekt sein, wie sollen die Kinder sonst lernen, sich abzulösen?

Wenn man nicht von einer – als unplausibel zurückzuweisenden – Defizithypothese ausgeht, gibt es wenig Grund für Vergleichsstudien von Regenbogen- und traditionellen Familien. Die (Regenbogen-)Familienforschung könnte sich interessanteren Frage widmen, wie den Unterschieden zwischen Familienformen, wie z. B. Stiefkindfamilien oder Patchworkfamilien, Einelternfamilien oder „vollständigen" Familien – gleich ob homo- oder hetero-

sexuell. Hier könnten Fragen interessant sein wie: Spielt die Konstanz der Bezugspersonen eine Rolle? Oder ihre Zahl? Können Kinder es gut verkraften, an zwei Orten, in zwei Familien aufzuwachsen?

Wir wissen heute, dass die Familienstrukturen einen eher geringen Einfluss auf die kindliche Entwicklung haben. Entscheidender sind die Prozesse (Golombok, 2000; Patterson, 1992), das heißt z. B. die Qualität der Beziehungen. Hier sind andere Fragen entscheidend: In welchem Maße ist ein Zuhause von Fürsorge und Liebe geprägt? Ist die Kontinuität enger Bezugspersonen gegeben (Kershaw, 2000)? Lesben und Schwule können Kindern also wunderbare Familien bieten, wenn Kriterien eines guten Zuhauses erfüllt sind (Golombok, 2000; Puryear, 1983, zitiert nach Schwartz Gottman, 1989; Rauchfleisch, 1997). Und dies entspricht vielfältig der gelebten (Regenbogen-)Wirklichkeit, wie es – durch Studien umfassend bestätigt – die bemerkenswerte psychische Stärke der Kinder von Lesben und Schwulen belegt (Stacey & Biblarz, 2001).

Als Kristallisationspunkte von Beratungs- und Therapiebedarf identifizieren wir:

1. Wie gehen Paare mit hohem egalitären Anspruch mit den unterschiedlichen und unterschiedlich gewichtigen sozialen Rollen um, die sich bei Familiengründung einstellen? So wird beispielsweise die biologische Mutter mit fortschreitender Schwangerschaft sichtbarer, während die Co-Mutter *in spe* in den Augen der Gesellschaft an ihrer Seite immer unsichtbarer wird. Wie wird die Co-Mutter-Rolle erlebt und gelebt, ohne dass z. B. die biologisch-hormonelle und Still-Realität der Mutterschaft dazugehört und vielleicht die klassisch männlich besetze Rolle der Ernährerin an sie herangetragen wird?

2. Wie offen geht die Familie mit Homosexualität um, beispielsweise auf dem Lande? Wie viel Rücksicht sollten Eltern auf „homophobe Entwicklungsphasen" jugendlicher Kinder nehmen?

3. Wie verbinden alleinstehende lesbische Mütter und schwule Väter Partnerschaft oder Partnersuche und Elternschaft? Wie wird mit möglichen Konflikten und Eifersucht in den quantitativ anwachsenden Familienkonstellationen umgegangen?

Abschließend soll ein wesentlicher Nachteil für Kinder in Regenbogenfamilien nicht verschwiegen werden: Regenbogenfamilien sind rechtlich Familien zweiter Klasse. Die heute gern gepriesene gesellschaftliche Toleranz gegenüber gleichgeschlechtlichen Lebensweisen hört immer noch häufig dann auf, wenn Kinder ins Spiel kommen. Dies spiegelt sich vor allem in der derzeit gültigen Rechtslage. Die vielfältige Ungleichbehandlung von Regenbogenfamilien gegenüber Heterosexuellen geht speziell zu Lasten der rechtlichen, finanziellen und psychosozialen Situation der Kinder, für die Lesben und Schwule Verantwortung übernehmen. Hieran wird eine „generöse" Toleranz gegenüber unterschiedlichen Lebensformen nichts ändern, sondern nur eine Akzeptanz unterschiedlicher sexueller Orientierungen und eine konsequente Umsetzung der EU-Richtlinien gegen Diskriminierung, die sich in der Festschreibung gleicher Rechte bei gleichen Pflichten spiegelt.

Literatur

Allen, K. R. (1997). Lesbian and gay families. In T. Arendell (Ed.), *Contemporary Parenting* (pp. 196–218). New York: Sage.

Allen, K. R. & Demo, K. H. (1995). The families of lesbian and gay men: A new frontier in family research. *Journal of Marriage and the Family, 57*, 111–127.

Alt, C. (2004). *Kinder in Deutschland – alle glücklich oder was? Lebenswelten von Kindern in einer sich ändernden Gesellschaft.* Das Online-Familienhandbuch. Verfügbar unter: http://www.familienhandbuch.de/cmain/f_Fachbeitrag/a_Kindheitsforschung/s_1467.html [09.12.2004].

Anderssen, N., Amlie, C. & Ytteroy, E. A. (2002). Outcomes for children with lesbian or gay parents. A review of studies from 1978 to 2000. *Scandinavian Journal of Psychology, 43*, 335–351.

APA (2004). *Resolution on sexual orientation, parents, and children.* Adopted by the APA Council of Representatives, July 2004. Verfügbar unter: http://www.apa.org/pi/lgbc/policy/parentschildren.pdf.

APA (2005). *Adoption and co-parenting of children by same-sex couples.* APA Document Reference No. 200214. Verfügbar unter: http://www.aclu.org/getequal/ffm/Section1/1C7APA.pdf.

Badelt, U. (2003). Daddy Schwul. *männer aktuell, 12.* Verfügbar unter: www.queerfamily.de/daddy_schwul.pdf.

Bailey, J. M., Bobrow, D., Wolfe, M. & Mikach, S. (1995). Sexual orientation of adult sons of gay fathers. *Developmental Psychology, 31*, 124–129.

Berger, W., Reisbeck, G. & Schwer, P. (2000). *Lesben – Schwule – Kinder. Eine Analyse zum For-*